

Zu den Beiträgen haben beigesteuert: Dr. Willehad Eckert OP, Rabbiner Dr. Rothschild, Rabbiner Dr. Gradwohl, Dr. Moritz Bernstein, Abbé Kurt Hruby, Ludwig Kahn, Paul Stintzi, Dr. Ehrlich. Wir freuen uns, daß aus dem „Freiburger Rundbrief“ übernommen wurde von Professor Herbert Haag das „Vaterunser“ aus seinem Beitrag „Jesus von Nazareth und die Tradition seines Volkes“.¹

G. L.

Charlotte Beradt: Das Dritte Reich des Traumes. München 1966. Nymphenburger Verlagshandlung, 150 Seiten.

Der Titel dieses sehr interessanten, beunruhigenden und etwas unheimlichen Buches will sagen, daß die Verfasserin hier eine Reihe von Träumen veröffentlicht, die in den ersten Jahren der Nazi-Herrschaft unter dem Eindruck der plötzlich veränderten Umwelt geträumt worden sind und die bereits in diesen ersten Jahren – die meisten dieser Träume stammen aus den Jahren 1933 und 1934 – das Wesen des totalen Regimes deutlicher erfassen und in Bilder und Szenen einkleiden, als der wachende Mensch es vermocht hätte. Die Verfasserin, 1939 nach New York ausgewandert, lebte damals in Berlin und hat, angeregt durch einen äußerst aufschlußreichen Traum, den ihr ein Bekannter erzählte, damals sogleich begonnen, „Träume vom Dritten Reich“ zu sammeln: nicht allgemeinere Angst- und Schreckträume, sondern gerade solche, die sich mit dem Wesen des totalen Staates befassen. Sie fragte „Schneiderin, Nachbar, Tante, Milchmann, Freund“ und hat so und durch das Befragen Dritter, wie sie schreibt, über 300 Personen befragt und ihre Träume gesammelt, von denen hier natürlich nur ein Bruchteil berichtet und sehr intelligent kommentiert wird. Allerdings wünschte sich der Leser, noch mehr Material vorgelegt zu bekommen, wenn sich darin letzten Endes auch nur immer wieder das gleiche Erlebnis spiegeln würde.

Die Verfasserin hat ihr Material nach Erlebnistypen eingeteilt. Da sind Träume vom Typ „Das wandlose Haus“, d. h. traumhafte Gestaltungen des Erlebnisses des Überwachtseins, des Verlustes des Privatlebens, oder Träume, in denen der Träumende seine wahren Gedanken sogar vor sich selber versteckt (Typ „Damit ich mich selber nicht verstehe“). Andere, in denen auf erschütternde und erschreckende Weise das Verlangen der Ausgeschlossenen – der „Dunkelhaarigen“ – Gestalt annimmt, dennoch dazugehören. Diese in vielfachen Abstufungen auftretenden Träume, die auch von Juden geträumt wurden, sind vielleicht das Erschütterndste in dem ganzen Buch. Sie zeigen das Bedürfnis des Menschen, nicht isoliert zu werden, aus dem die „Mitläufer“ hervorgehen, und verraten damit zugleich die Qual, die das Ausgeschlossenwerden bereits als solches, noch ohne irgendwelche weitere Verfolgungen, für den Menschen bedeutet. Der Zwiespalt der „Halbarier“ wird im Traum sichtbar, etwa im Traumhaß der „Halbarierin“ auf die in Wahrheit heißgeliebte jüdische Mutter.

Die Verfasserin erwähnt in ihren Interpretationen immer wieder Kafka. Täte sie es nicht, so würde man trotzdem nach der Lektüre weniger Träume bereits Kafka als „Urbild“ dieser Träumer erkennen. Die Anonymität, der Apparat, das Unheimliche allgegenwärtiger Späher, das alles hat Kafka vorweggenommen und geformt (und manche dieser Träume konnten vielleicht überhaupt erst durch Kafkas Vorangehen diese und keine andere Gestalt annehmen). Diese Träume sind ein wichtiger Beitrag zur Erkenntnis des Wirkens eines totalitären Regimes, ein Zeugnis vor allem auch vom langen Brechen des Widerstands

durch Brechung der Person, was in einer ganzen Reihe von Träumen sichtbar wird. Mit den klugen Interpretationen der Verfasserin ist dieses Traumbuch daher zweifellos eine Art „Lehrbuch der Methoden des Totalitarismus“ geworden.

Lili Sertorius

Neue Literatur zum Verhältnis der Katholischen Kirche und der Katholiken Deutschlands zum Nationalsozialismus (vgl. dazu: FR XVI/XVII 1965, S. 147 ff., XVIII 1966, S. 147 ff.)

Erich Beyreuther: Die Geschichte des Kirchenkampfes in Dokumenten 1935–1945. Wuppertal 1966. R. Brockhaus-Verlag. Handbücherei R. Brockhaus. Nr. 8. 127 Seiten.

Im Vorwort beschreibt der Verf. Parallelen in der Haltung des katholischen Episkopates und der evangelischen Kirchenleitungen gegenüber dem Nationalsozialismus. Dann bietet er eine Übersicht über die Geschichte des Kirchenkampfes. 29 ausgewählte Dokumente geben Einblick in die kirchliche Situation, die Stellung der Vertreter der Kirche gegenüber der Weimarer Republik und dem nationalsozialistischen Staat, die Geschichte der Bekennenden Kirche und die Geschichte der deutschen Christen. Anmerkungen und Literaturverweise dienen dem Weiterstudium. Das Buch will keine neue Heldenverehrung betreiben. Es will vielmehr zeigen, wie nahe Bewährung und Versagen einander waren, wie sich oft in ein und demselben Christen beides findet, Mut zum Zeugnis und Unklarheit, Irrtum, Versagen. Die Schwierigkeit des Kirchenkampfes wird man besser begreifen, wenn man unbefangen diese kleine Dokumentensammlung liest.

W. E.

Friedrich Heer: Gottes erste Liebe. 2000 Jahre Judentum und Christentum. Genesis des österreichischen Katholiken Adolf Hitler. München und Eßlingen 1967. Bechtle Verlag. 741 Seiten.

„Diese Schrift eines österreichischen Katholiken ist den jüdischen, christlichen und nichtchristlichen Opfern des österreichischen Katholiken Adolf Hitler gewidmet.“ Schon mit dieser Widmung provoziert der Wiener Historiker und Dramaturg am Burgtheater, Friedrich Heer, seine christlichen Leser und unter ihnen zuerst und mit voller Klarheit über die Tragweite seines Tuns vor allem die österreichischen Katholiken. Aus empörtem Gewissen fordert dieser österreichische Katholik die Herzensträgen heraus. Sein Buch verrät einen lang angestauten Zorn, der sich nun in einer großen Eruption entladen hat. Sein Zorn hat einen langen Atem. Darum scheut sich Friedrich Heer vor Wiederholungen und seitenlangen Exzerpten nicht. Vermutlich hat er damit seinem Buch freilich manches von seiner Wirkungskraft genommen. Die Längen dürften auch den geduldigsten Leser ermüden. Streichungen wären daher ein Gewinn gewesen. Aber die Erschütterung über die Verkehrung der Liebe in Haß, über die Kälte und Herzenshärte so vieler Christen ließ sich offensichtlich nicht zählen. Angriffsflächen boten sich in der Tat für seine Empörung mehr als genug. Deutlicher als in Deutschland zeigt sich in Österreich, daß Christen antisemitischen Parolen nicht nur nicht widerstehen, sondern selbst von ihnen infiziert sind. Die antisemitischen Anfänge der christlich-sozialen Partei sind in Österreich nie ganz überwunden worden. Zu ihnen konnte man zurückkehren, nachdem der Nationalsozialismus als politischer Machtfaktor zusammengebrochen war. Aber nicht nur in Österreich gibt es

¹ Vgl. Freiburger Rundbrief XVIII 1966, S. 45 ff.

unter Christen noch mehr als genug Antisemiten. Daß in Rom während des Zweiten Vatikanischen Konzils antisemitische Pamphlete verbreitet werden konnten – die „Verschwörung gegen die Kirche“ war nur die umfangreichste und am weitesten verbreitete antisemitische Veröffentlichung –, muß doch recht bedenklich stimmen.¹ Eine verhängnisvolle Tradition läßt sich nur schwer überwinden. Eine gründliche Sinnesumkehr ist die unabdingbare Voraussetzung. Da sich Friedrich Heer als Katholik bekennt, kann es ihm nicht nur um Anklage allein gehen, sondern er zielt auf ein Umdenken, eine Sinneswandlung hin. Darum begnügt er sich auch nicht mit einer einfachen Aufführung der von Christen an Juden begangenen Untaten, Demütigungen, Kränkungen, Verfolgungen. Er verbindet vielmehr diesen Bericht mit einer Analyse der Geisteshaltung, die diese Ungerechtigkeiten erst möglich gemacht hat.

Nun weiß der österreichische Historiker freilich sehr genau, daß der Antisemitismus älter als das Christentum ist, daß es schon in der vordringlichen Antike einen heftigen Judenhaß gegeben hat. In Ägypten konnte er sich erstmals entfalten. Gegen die Werbung von Proselyten durch die jüdischen Exilsgemeinden wehrt sich die heimische Priesterschaft. Die in die Umweltkultur nicht integrierbaren jüdischen Gemeinden wirken anziehend und abstoßend zugleich. Die für sich bleibende Minorität nimmt nicht an den Feiern und Festen der sie umgebenden Majorität teil, wird damit zu outcast; denn „die Gesellschaften der alten Welt und noch Alteuropas bis auf die Höhe des 19. Jahrhunderts, bis zum Ersten Weltkrieg, sind Fei ergemeinschaften, Festgemeinden. Wer am Fest der Gesellschaft . . . nicht teilnimmt, schließt sich selbst aus der Gesellschaft der Menschen aus, macht sich selbst zum *exlex*, zum *outcast*, zum Gezeichneten. Unheimlich ist, wer sich selbst aus der Fei ergemeinschaft der Gesellschaft ausschließt.“ Damit nennt Heer eine Grundkraft des Antisemitismus: die Angst der Majorität vor der nicht integrierbaren Minorität (S. 29). Judentum kann alle Gefährdungen überdauern, weil die Juden sich freiwillig ein „Getto“ wählten. Das Gesetz schirmte sie gegenüber auflösenden Tendenzen ab. Wurden die Mächte der Tradition als zu hart empfunden, dann konnte es zu einem Auflehnen, Ausbrechen, zu einem Selbsthaß kommen. Das Phänomen des jüdischen Selbsthasses, der den Judenfeinden Argumente lieferte, beschäftigt Heer intensiv. Immer wieder kommt er auf dieses bestürzende Phänomen zu sprechen.

Aber die Feststellung, daß es einen vordringlichen Antisemitismus, daß es zudem jüdischen Selbsthaß gibt, entlastet die Christen nicht. Die Untaten von Christen gegenüber Juden, die tiefe Antipathie, die sich in vielen bösen Reden und noch böseren Taten äußert, sind nach der Überzeugung des Verf. mehr als Unfälle der Geschichte, sie gehen auf eine theologische Überforderung zurück. Nur wenn die theologischen Wurzeln des Christentums revidiert würden, dann ließe sich der Antisemitismus wirksam überwinden, meint er: „da der verhärtete Christ, harten, ihm unbewußten psychologischen Zwängen folgend, in seiner Brust die Zweifel an der Gottheit des Juden Jesus überwinden muß: durch eine Liquidation der Blutsverwandten des Jesus von Nazareth. Diese Liquidation kann durch Vernichtung oder (und) Bekehrung versucht werden.“ Diese These (bereits auf S. 23 geäußert) will die Streitschrift Heers erhärten. Darum widmet er ein eigenes Kapitel der Stellung Jesu in seinem jüdischen Volk, den Evangelien und der Theologie des Apostels Paulus. Sein Ziel ist, das Bild von Jesus dem Christus zu liquidieren,

¹ s. FR XVI/XVII, 1964/65, S. 19.

flüssig zu machen zugunsten eines Bekenntnisses zum Juden Jesus. Diese Forderung wird nicht allein von ihm erhoben, sondern auch von evangelischen Theologen wie Hans Werner Bartsch. Aber eine derartige Forderung verkennet das Wesen des Offenbarungsglaubens. Aus Gründen einer angeblichen Zweckmäßigkeit kann der Glaube nicht preisgegeben werden, der christliche nicht, der jüdische nicht. Kein Glaube kann sich selbst aufgeben. In jedem Glaubensbekenntnis liegt notwendigerweise ein Nein zu andern Glaubensbekenntnissen. So muß das Judentum, will es sich nicht selbst aufgeben, nein zu dem Christusbekenntnis sagen, wie der christliche Glaube an Jesus den Christus gebunden ist. Daß ein glaubensmäßig begründetes Nein aber weder Feindschaft noch gar Haß bedeuten muß, das gerade gilt es zu lernen. Daß die antijudaistisch klingenden Stellen des Neuen Testaments freilich gründlich überdacht werden müssen, damit sie nicht zum Judenhaß führen, steht außer Frage. Von der Exegese ausgehend, suchten darum in Arnoldshain 1965 christliche und jüdische Theologen nicht nur den Sinn der Schriftstellen festzuhalten, sondern auch Hinweise für eine Verkündigung zu geben, die keinen Anlaß zur Diskriminierung der Juden bietet. Die Referate und der Diskussionsbericht der Arnoldshainer Tagung liegen inzwischen in Buchform vor (vgl. S. 112 f.). Gerade bei dieser Tagung hatte übrigens der jüdische Gelehrte Ernst Ludwig Ehrlich gezeigt, daß das Christusverständnis des Apostels Paulus keinen Anlaß zur Judenfeindschaft bietet, wenn es auch die Fremdheit zwischen Juden und Heidenchristen gefördert zu haben scheint. Doch abgesehen davon, daß Heer mit dem Verlangen der Aufgabe der Christologie unter Katholiken, die er doch in erster Linie ansprechen will, kaum Nachfolge finden wird, sind seine Thesen auch von der Geschichte her betrachtet sehr bestreitbar. Wenn er erklärt, die Arianer seien weniger antisemitisch eingestellt gewesen als die Katholiken, so mag das stimmen. Doch war der Grund dafür nicht der, daß die Arianer sich nicht zur Gottesnatur Christi bekannt hätten. Sie behaupteten ja gerade seine Wesensähnlichkeit, wenn auch nicht Wesensgleichheit, mit dem Vater. Auch ist es doch nicht so, wie Heer den Christen allgemein und unter ihnen den Katholiken insbesondere unterstellen möchte, daß über dem Bekenntnis der Gottesnatur die Menschennatur in Christus übersehen oder schlechthin abgewertet worden sei. In der Geschichte der christlichen Frömmigkeit gibt es Perioden einer sehr intensiven Zuwendung zur menschlichen Seite in Christus. Es sei nur an die Schmerzensmannbilder des späten Mittelalters erinnert oder an die Frömmigkeit der Franziskaner, die ihren Ausdruck in Krippendarstellungen und Kreuzweg fand, deren Ziel es war, Jesus in seiner menschlichen Existenz den Gläubigen gegenwärtig zu machen. Die Liebe zu Jesus konnte sich dennoch mit einem Haß gegen seine Stammesgenossen paaren. Sie wurden geduldet, soweit man in ihnen Zeugen für die Geschichtlichkeit von Jesu Leben, Leiden und Triumph sah. Aber, und das ist das wirklich Entscheidende, sie wurden nur widerwillig geduldet, es wurde ihnen nur eine Pariaexistenz zugebilligt, weil sie, denen Jesus seiner Herkunft so nahestand, ihn ablehnten. Nun lehnen die Juden Jesus nicht nur als den Christus ab. Trotz intensiver Bemühungen mancher jüdischer Denker, Dichter, Schriftsteller vor allem der neueren Zeit, Jesus in die jüdische Geistesgeschichte zu integrieren, bleiben doch manche grundsätzlichen Bedenken. Die oft, vor allem von Schalom Ben-Chorin, beschworene Formel: „Der Glaube Jesu eint, der Glaube an Jesus trennt uns“ muß nicht unbedingt

stimmen. Jesus erhob einen Anspruch, der ihn grundsätzlich von den Propheten unterschied. Wer nur die Menschheit Jesu betont, wie das seit dem 19. Jahrhundert des öfteren geschieht, ist leicht in der Versuchung, die Vorzüge der Liebesbotschaft Jesu auf Kosten der jüdischen Religion hervorzuheben. Die Bestreitung der Person und der Sendung Jesu durch die Juden war allerdings durch viele Jahrhunderte ein wesentlicher Anlaß für den sich immer wieder entzündenden Antisemitismus. Darin aber darf und muß man Heer zustimmen, daß es notwendig ist, das Menschsein Jesu, sein Jüdischsein, besser kennenzulernen und dadurch den christlichen Glauben in seinen jüdischen Grund tiefer einzuwurzeln.

Fraglich bleibt dann freilich immer noch, ob sich durch ein Bewußtmachen der jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens der Antisemitismus wirklich überwinden läßt. Der christliche Glaube hat in allen Konfessionen Anhänger verloren. Die Christen befinden sich in der Defensive. Der Antisemitismus hat sich längst säkularisiert und wendet sich nunmehr wegen seines jüdischen Wurzelgrundes auch gegen den christlichen Glauben. Christen beginnen sich mit den Juden solidarisch zu fühlen. Der Weltrat der Kirchen, das Zweite Vatikanische Konzil verurteilen den Antisemitismus. Das alles ist Friedrich Heer nicht unbekannt. Aber er ist überzeugt, daß der sinkende Einfluß die Christen nicht aus ihrer Verantwortung entläßt, sie vielmehr gerade im Gegenteil mit einer um so größeren Verantwortung belädt. Im Vorwort schreibt er: „In keiner Gesellschaft der Gegenwart, die im Prozeß der industriellen Revolution steht, wirken Kirchen und verwandte religiöse Gebilde, wirken Glaubenskräfte etwa des Christentums, gestaltend, schöpferisch auf den riesenhaften Prozeß ein“ (S. 10). Eben darum ist eine Heilung von den Wurzeln her dringend geboten, denn: „wenn riesenhafte Großkörper, wie Weltreligionen, verwesen, dann infizieren die Metastasen ihrer krebstartigen Zersetzungsprozesse oft lange Jahrhunderte die Menschen, die nach ihnen kommen. Das geschah in der Spätantike, in der außerchristliche und vorchristliche Religionen und mentale Haltungen zunächst ein christliches Jahrtausend infizierten und durchdrangen. Das vollzieht sich im 19. und 20. Jahrhundert, in dem nachchristliche Menschen und Massen, eine *lonely crowd* ohne alte und sichtbare neue Götter, im Infektionsraum der Krankheiten leben, die sich von den *ekklesiologischen Neurosen* spätkristlicher Gebilde strahlungsförmig ausbreiten“ (S. 11). Aus dieser Sicht ist der Untertitel des Buches gerechtfertigt: Genesis des österreichischen Katholiken Adolf Hitler. Wohl gemerkt, nicht der Glaube Hitlers steht zur Diskussion. Der ist vielmehr der Gegenstand eines ergänzenden Buches, das für das nächste Jahr im gleichen Verlag vom gleichen Verfasser angekündigt ist. Erörtert werden die Bedingungen dieses Glaubens, die Elemente des österreichischen Katholizismus, die den Geist Hitlers für immer prägten, die auch noch wirksam blieben, als Hitler längst seinen Glauben aufgegeben hatte. Zu diesen Elementen aber gehört vor allem der stark ausgeprägte und weitverbreitete Antisemitismus vieler österreichischer Katholiken: das antisemitische Kleinbürgertum, die Infizierung des Parteiprogramms durch antisemitische Parolen, die weite Verbreitung, die „Der Talmudjude“ des Theologieprofessors Rohling fand, die Hartnäckigkeit, mit der der Wiener Pfarrer Dr. Deckert, nach dem bis heute ein Platz in Wien benannt ist, Ritualmordgeschichten als wahr verbreitete, die antisemitische Einstellung der Wiener Kirchenzeitung und vieles andere mehr. Da dieser Antisemitismus älter als Hitler ist, konnte er ihn überdauern.

Er machte die Gewissen der Menschen stumpf. Heer ist überzeugt, daß Hitler nur deshalb zur Weltmacht aufsteigen konnte, weil die Christen angesichts seiner Untaten stumm blieben. Er ist empört, weil er, nachdem nun das Ausmaß der Verbrechen zur Genüge bekannt ist, immer noch nichts von einem Gesinnungswandel bemerkt, weil er immer noch die gleichen Vorurteile wirksam sieht.

In seinem Zorn wird Friedrich Heer bitter und zuweilen ungerecht. So unterstellt er dem Streben nach Wiedergutmachung unlautere Motive. „Da es darum ging, amerikanische Gelder, amerikanische Politiker und Militärs für ‚die gemeinsame Sache‘ des Kampfes gegen den ‚jüdischen‘ Kommunismus und Bolschewismus zu mobilisieren, wurde mit viel Geschick ein Apparat aufgebaut, der die überlebenden Juden selbst in die Verdeckung einschaltete. Durch ‚Sühnopfer‘, Geldzahlungen an Israel, durch ‚Wiedergutmachungs-Fonds‘, durch freundliche Erklärungen an Vertreter jüdischer Organisationen wurde der eigene Staat als ein Musterländle der Demokratie vorgestellt“ (496 f.) Wenige Zeilen später meint er, die jährliche „Woche der Brüderlichkeit“ sei aufgebaut worden, um die ganzjährige Unbrüderlichkeit dem anders denkenden Nächsten gegenüber abzuschirmen. In solchen Formulierungen wird die Verbitterung eines Mannes spürbar, der sich als Linksinstruktor verketzert, nein schlimmer noch, nicht ernst genommen sieht. Heer urteilt einseitig. Aber hat er so ganz unrecht? Welche Wirkungen gehen überhaupt von dieser Woche aus?

Die Einseitigkeiten seiner Urteile fordern gewiß zum Widerspruch heraus. Auch seine Schilderung der Fakten gibt Anlaß zu Kritik. Daß der Historiker aus der Stofffülle eine Auswahl treffen muß, ist eine bare Selbstverständlichkeit. Doch darf der Eindruck nicht entstehen, daß er seinen Stoff so auswählt, daß er damit eine von vornherein feststehende These beweisen will. Friedrich Heer neigt zu einer seiner These dienlichen Stoffauswahl, die nicht passende Fakten einfach übersieht. Auch schleichen sich zuweilen sachliche Irrtümer ein. So spricht er von einem Deggendorfer Ritualmordspiel, wiewohl es dort nicht um eine Ritualmord-, sondern eine Hostienschändungslegende geht. Aber schließlich ist das eine so schlimm wie das andere. Schwerer als einzelne Irrtümer wiegen freilich die Verzerrungen. So mißt er dem Pamphlet „Verschwörung gegen die Kirche“ eine zu große Bedeutung zu. Daß die Konzilsväter dagegen keine gerichtliche Klage erhoben haben, darf nicht mit Heer als eine stillschweigende Zustimmung zu den Behauptungen dieses Buches angesehen werden. Die Konzilsväter waren eher der Ansicht, daß eine Verfolgung dem Pamphlet zu viel Ehre antun würde. Über dem Wahrnehmen der Ärgernisse sieht der Verf. zu wenig die positiven Ansätze für ein Umdenken der Kirche im Verhältnis zu den Juden.

Sosehr man Friedrich Heer im einzelnen widersprechen kann und es zuweilen auch muß, so wäre es doch allzu billig, deshalb sein Buch abzulehnen, sich nicht gründlich mit ihm zu befassen. Gottes erste Liebe, das ist als eine Herausforderung des Gewissens gemeint. Dieser Herausforderung sollte sich jeder Christ stellen. Friedrich Heer behauptet nicht, daß das Christentum sich allein in einer Krise befinde. Er sieht sehr wohl, daß es auch eine Krise für das Judentum gibt. Sein Buch ist darum zugleich ein Mahnruf auch an den jüdischen Leser, sich auf die Grundlagen seines Glaubens zu besinnen. Es ist darüber hinaus eine Einladung an Juden und Christen, durch das Gespräch miteinander zu einer Verlebendigung des Glaubens zu kommen.

W. E.